

gen bewusst in dieser Form angelegt worden sein muss und einer Funktion als Allzweckmesser anscheinend nicht im Wege stand.

Den jungneolithischen Spitzklingen in Form und Funktion vergleichbare Großgeräte aus Feuerstein fehlen im vorausgehenden Alt- und Mittelneolithikum. Tatsächlich sind sie die Vorboten einer Artefaktklasse, die sich erst gut 2000 Jahre später und dann für lange Zeit als unverzichtbarer Bestandteil der Männertracht etablieren sollte: Dolche. Es verwundert deshalb nicht, dass Spitzklingen auch gelegentlich als „Spandolche“ bezeichnet werden, weil sie aus großen Spaltprodukten („Spänen“) hergestellt worden sind. Es handelt sich also nicht um Kerngeräte, d. h. aus dem Vollen gearbeitete Artefakte. Selbstredend verhindert die bei Klingen produktionsbedingt immer vorhandene Längswölbung letztlich eine echte Dolchfunktion, d. h. den Einsatz als Stichwaffe. Deshalb scheint der Begriff „Dolchmesser“ eher angebracht. Analog zu endneolithischen Grabbeigaben dürften bereits die jungneolithischen Spitzklingen als exklusiv Männern vorbehaltene Artefaktklasse interpretiert werden. Bedenkt man, dass – je nach Fundregion – Spitzklingen aus exotischen, über große Entfernungen importierten Feuersteinarten bestehen, dann manifestiert sich darin sicher auch ihre Bedeutung als Prestigeobjekt.

Allem Anschein nach spielte im Spätneolithikum (ca. 3500–2800 v. Chr.) das Tragen von Dolchmessern

vergleichbarer Größe und Machart aus Feuerstein keine besondere Rolle. Mit dem anschließenden Endneolithikum (ca. 2500–2200 v. Chr.) änderte sich dies aber, was sicher auch als Reaktion auf das verstärkt aufkommende Kupfer und wenig später der Bronze als neuem Rohstoff zu verstehen ist.

Im ausklingenden Neolithikum erlebt die Feuersteinindustrie einen letzten Höhepunkt mit der Produktion übergroßer Klingen mit Längen bis nahezu 40 cm. Die wichtigsten Manufakturen liegen in Zentral- und in Nordfrankreich (Le Grand Pressigny in der Touraine, Romigny-Lhéry in der Champagne) und ihre Produkte wurden z. T. über viele hundert Kilometer weit exportiert. Zur gleichen Zeit und bis in die frühe Bronzezeit hinein wurden im nördlichen Europa die berühmten Flintdolche hergestellt, von denen manche Formen fraglos Kopien von Bronzedolchen darstellen.

Literatur: E. LOMBORG, Die Flintdolche Dänemarks (Kopenhagen 1973). – N. MALLET, Le Grand-Pressigny, ses relations avec la civilisation Saône-Rhône. Suppl. Bull. Soc. Amis. Mus. Grand-Pressigny II (Argenton-sur-Creuse 1992). – H.-G. SCHARDT, Das Klingendepot aus Dorsheim, Kr. Kreuznach. In: 5000 Jahre Feuersteinbergbau in Europa. Veröff. Dt. Bergbau-Mus. Bochum 22 (Bochum 1980) 284–288. – J. WEINER, Zwei endneolithische geschulte Dolchklingen aus Feuerstein aus dem Rheinland. Bonner Jahrb. 197, 1997, 125–146. – DERS., Jungneolithischer Kernstein für Großklingen aus Nierswalde. Arch. Rheinland 2002 (Stuttgart 2003) 55–57.

DORMAGEN, RHEIN-KREIS-NEUSS

Ein eigenwilliger jungneolithischer Kratzer aus Stürzelberg

Bereits vor Jahren fand der Landwirt Klaus-Dieter Hahn, Kellerhof in Zons, bei Feldarbeiten ein singuläres Steinartefakt (Abb. 56). Allerdings wurde der Fund erst jüngst der Fachwelt bekannt und da es sich um ein ungewöhnliches Stück handelt, das sich überdies mit hinreichender Wahrscheinlichkeit einem bereits seit längerem bekannten lithischen Ensemble der Jungsteinzeit aus der Umgebung der Fundstelle zuordnen lässt, wird es hier vorgestellt.

Der Fundplatz, die sandig-lehmige Ackerflur „Taubenacker“, liegt in Dormagen-Stürzelberg nordwestlich des Grenzweges auf einer seichten Anhöhe. Am Ostrand der Niederterrasse (NT 3) bei etwa 37,6 m NN gelegen, besitzt er angesichts der unmittelbaren Nähe des Rheinstromes mit seinen feuchten Auen eine hochwassersichere Position. Der Flurname „Taubenacker“ ist nicht der Ornithologie entliehen, vielmehr

handelt es sich um eine Bezeichnung des Volksmundes, den „tauben Acker“. Damit ist eine steinige und wenig fruchtbare Parzelle mit schwerem Boden gemeint. Dies begründet sich darin, dass hier einst eine *villa rustica*, ein römisches Landgut, existierte. So

Jost Auler und
Jürgen Weiner



56 Jungneolithischer Abschlagkratzer aus einem Primärabschlag, L. 9,8 cm.

zeichnet sich die heutige Trümmerstätte durch große Mengen Bauschutt und weiteres Fundmaterial des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts aus.

Westlich, etwa parallel zum N-S-Verlauf der Bundesstraße 9, präsentiert sich die NT 3 als lebhaft gegliederte Landschaft, die durch zahlreiche Dünen aus der Jüngeren Dryaszeit charakterisiert ist. Auf den Ackerfluren zwischen diesen Dünenzügen – etwa der Zonser „Hannepützheide“, dem Naturschutzgebiet des „Wahler Berges“ und dem „Taubenacker“ – wurden zahlreiche Feuersteinartefakte aufgelesen. Es sind Kratzer und Klingen, Spitzklingen und Pfeilspitzen vor allem aus Rijckholt-Feuerstein, Abschlüge von Beilklingen, ein vollständiger Mahlstein, ein Retuscheur aus Tonschiefer und eine vollständige Beilklinge aus Lousberg-Flint. Die überwältigende Mehrzahl der Stücke ist typologisch der jungneolithischen Michelsberger Kultur zuzuordnen. Großflächige Begehungen und eine Ausgrabung des Fachamtes ergaben keine weiteren Hinweise auf eine zugehörige Siedlung; sie dürfte auf den hochgelegenen und trockenen Sandrücken der Heide zu suchen sein. Die Heide wurde jedoch um die Mitte des 20. Jahrhunderts aufgeforstet und entzieht sich somit heute einer Prospektion.

Das vorzustellende Fundstück ist 98 mm lang, 49 mm breit, 14 mm dick und wiegt 93 g. Material ist sehr homogener Schotter-Rijckholt-Flint. Abgesehen von umlaufenden Formgebungsnegativen ist die Oberseite (Dorsalfläche) des Artefaktes flächendeckend mit verrundeter Rinde bedeckt. An der Unterseite (Ventralfläche) des Distalendes befinden sich zwei moderne Beschädigungen, ansonsten ist das Stück vollständig erhalten. Es handelt sich um einen klingenförmig zugerichteten Abschlag, der in Längsrichtung sehr stark gewölbt ist. Die deutliche Wölbung lässt auf eine kompakte Feuersteinknolle schließen. Um als Kernstein zu dienen, wurde die Knolle mit mindestens einem Schlag geöffnet, sodass eine Schlagfläche entstand. Dies wird durch einen vollständig erhaltenen glatten, spitzovalen Schlagflächenrest am Proximalabschnitt des Artefaktes belegt. Die rindenbedeckte Oberfläche bildete eine natürlich gewölbte „Leitbahn“ und erlaubte so die Abtrennung eines größeren Primärabschlages, ohne die vorherige Anlage einer sog. Kernkante. Der Abschlag wurde von der Ventralfläche auf die Dorsalfläche randlich vollständig umlaufend in Schlagtechnik bearbeitet; lediglich im untersten Basisabschnitt fehlt eine Retuschierung. Dabei fällt auf, dass die Längskanten in ihrem mittleren Abschnitt durch einheitlich kurze und deutlich steile Retuschiernegative gekennzeichnet sind, was dem Artefakt hier einen trapezförmigen Querschnitt verleiht. In deutlichem Gegensatz dazu steht das ehemals gleichmäßig halbrund gewölbte Funktionsende; seine Dicke nimmt kontinuierlich zur Funktionskante hin ab, was auch in der markant flachen und fallweise weit auf die Oberfläche ausgreifenden Retuschierung zum Ausdruck kommt.

Das Artefakt ist unschwer als Kratzer klassifizierbar. Aber spätestens jetzt ist festzulegen, wie es terminologisch zu bezeichnen ist, als „Abschlag-“ oder als „Klingenkratzer“. Betrachtet man das ursprüngliche Ausgangsstück (sog. Grundform), dann handelt es sich fraglos um einen Abschlagkratzer, auch wenn das heutige Längen-Breiten-Verhältnis und die annähernd parallelen Längskanten die Klingendefinition erfüllen. Tatsächlich ist die jetzige „Klingenform“ lediglich der Zurichtung zu einem Artefakt mit langschmalem Umriss zu verdanken. Und die wiederum ist durch einen besonderen Verwendungszweck und damit verbunden durch eine ehemals sicher vorhandene Schäftung bedingt.

Für eine Datierung des Fundes ins Jungneolithikum spricht neben seiner Größe und der Gesteinsart ein Ensemble fundplatznah geborgener weiterer Steinartefakte dieses Horizontes. Sucht man daraufhin Vergleichsstücke unter den Michelsberger Kratzern rheinischer Fundstellen, dann stößt man indes an Grenzen. Denn gewiss lässt sich unser Fund nicht mit den typischen rundlichen, dicken Abschlagkratzern dieser Zeit vergleichen. Tendenzielle Übereinstimmungen finden sich durchaus mit den langen, häufig ebenfalls randlich retuschierten Kratzern aus „klassischen“, dorsal immer mit Negativen früherer Klingenabtrennungen bedeckten Großklingen. Dass Kratzer aus Primärabschlügen tatsächlich kein singuläres Phänomen in der Michelsberger Kultur sind, bestätigt sich, wenn man den Fokus über den „rheinischen Tellerrand“ hinaus erweitert. Denn die jungneolithische Dechselklinge aus Herscheid in Westfalen stellt eine nachgerade frappierende Parallele zu unserem Fund dar, besteht sie doch ebenfalls aus einem massiven, längsgewölbten und zungenförmig gearbeiteten Rindenabschlag, hier aus Rijckholt-Flint. Das Stück wurde nach der Funktionsaufgabe als Holzbearbeitungswerkzeug zu einem Kratzer umgearbeitet.

Der Fund aus Stürzelberg macht erneut deutlich, wie funktionsorientiert und materialökonomisch zugleich Steingeräte hergestellt worden sind. Allem Anschein nach spielte bei der Anfertigung großer, langschmaler Kratzer die Art des Ausgangsstückes *a priori* keine ausschlaggebende Rolle. Entscheidend war vielmehr, dass die späteren Dimensionen des gewünschten Gerätes weitestgehend der „gedanklichen Schablone“ des Herstellers entsprachen. Und dafür waren unregelmäßige und gewölbte Primärabschlüge offensichtlich genauso willkommen, wie regelmäßige und überwiegend geradlinige, „klassische“ Großklingen.

Literatur: J. AULER, Michelsberger Funde von der Hannepützheide bei Zons/Stürzelberg, Kreis Neuss. Arch. Korrb. 4, 1985, 425–429. – M. BAALES/J. WEINER, Eine jungneolithische Dechselklinge aus Feuerstein von Herscheid, Märkischer Kreis (Westfalen). Arch. Korrb. 35, 2005, 317–321. – L. FIEDLER, Formen und Techniken neolithischer Steingeräte aus dem Rheinland. Beitr. Ur-gesch. Rheinland III. Rhein. Ausgr. 19 (Köln 1979) 53–190.